

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 182.

Sonntag, 6. August.

1916.

Frau Minchens Narretei.

(2. Fortsetzung.)

Humoristischer Roman von Räte van Becker.

(Nachdruck verboten.)

Die hübsche Frau Berta Schweichler hatte ihre Höflichkeit so weit getrieben, daß sie der lieben Frau Nachbarin noch immer den Vortritt ließ, trotzdem ihr Junge nachgerade auch schon fünf Jahre zählte. Aber die konnte es auch, denn sie hatte einen Stratzjungen, zierlich und schlank gewachsen und voll Lust und Lebendigkeit strotzend. Es schnitt Frau Minchen immer ins Herz, wenn sie ihren dicken Blondon gemächlich neben dem brünetten Wirbelwind bertroteln und diesen ehrbar und bedächtig behüten sah. Solch ein guter Junge war ihrer, wirklich, so zuverlässig und brav, aber —! Ach, er könnte schon ein bißchen nützlicher sein, wenn er nur auch ein bißchen hübscher, feder und gewetter wäre!

Aber auf einmal schloßen alle Neidgefühle in Frau Minchens Herz ein. Das Wunderbare war da, das Geheersehnte, nicht mehr Gehoffte sollte Wirklichkeit werden, sie würde den lebenswürdig gebotenen Vortritt annehmen, sie würde den rotbeinigen Adebär noch einmal in ihrem Hause begrüßen, ihm nach neunjähriger Pause einen Anix machen und sein köstliches Geschenk mit jubelnder Seligkeit in Empfang nehmen.

Zwar ging ein Bangen durch ihre Seele. Die gebratenen Tauben würden ihr nicht in den Mund fliegen. Sie war jetzt 42 Jahre alt und sie sorgte, daß die Adebärbescherung recht viel Umstände machen und sie viel kosten würde. Aber schließlich vertraute sie ihrer gesunden, kräftigen Natur. Sarah zählte mehr Jahre als sie, da ihr Jaak beschert wurde und was diese alttestamentliche Dame zustande gebracht hatte, ohne Schaden zu nehmen, würde eine stramme Samländerin wohl auch noch fertig bringen. Die Seligkeit über das in Aussicht stehende Wunder verschlang alle Bedenken und Ängste. Sie würde künftig eine Tochter haben, eine bildschöne, zierliche Tochter! Denn eine solche mußte es sein, davon ging Frau Minchen nicht ab. In ihrem Alter macht man sich nicht mehr solche Umstände, wenn man nicht etwas Besonderes erwartet — eine Tochter mußte es sein!

Vater Erik war gemüht beglückt über das süße Geheimnis. Ihm zerriß kein heißes Sehnen nach Familienzuwachs den männlichen Bufen. Der eine Junge, dessen Vorhandensein er, sozusagen, seine ganze Stellung verdankte, genügte seinen Ansprüchen vollkommen. Er hätte ihn auch wohl anders gewünscht, mehr nach seinem Schlage, besonders in Verstand und Tatkraft, aber da er nun einmal so war, betrüßte es ihn auch nicht. Dieser Kronprinz würde ihn nicht gewaltig vom Throne stoßen, sondern voraussichtlich seiner kräftigen Hand das Steuer überlassen, so lange sie es zu halten wünschte, und darin lag auch ein Vorzug. Mehr brachte er für die Angelegenheit nicht auf, denn von einer Tochter versprach er sich nicht gerade viel. Weibliche Wesen sah er gern hübsch und zierlich; er teilte darin den Geschmack seines lieben alten Minchens, ohne bis jetzt jemals solchem Geschmack gefolgt zu sein. Er war seinem Minchen treu. Aber, wie gesagt, er be-

trachtete Schönheit und Grazie als notwendige Attribute einer Frau, und da nach dem ersten Exemplare ihrer Ehe nicht viel für ein zweites zu hoffen war, so verzichtete er von vornherein darauf, sich eine Tochter zu wünschen.

So blieb die ganze Verantwortung des suggerierenden Wunsches allein auf den Schultern der erwartungsvollen Mutter und diese kam ihr auch voll nach. Sie sprach, dachte und fühlte nur noch für ihre Tochter, ihre schöne, liebliche Tochter.

„Aber, Nidelchen“, wagte Frau Berta ab und zu ängstlich einzuwerfen, — „verbeißen Sie sich doch nicht so in die Tochteridee. Es könnte ja doch ein Junge sein.“

„Nein, Schweichlerchen, das kann es nicht, das wär gegen die Naturgeschichte und gegen alles mütterliche Gefühl, mir blüht eine schöne Tochter!“

„Aber, traufstes Nidelchen, reden Sie bloß nicht so. Gerade die Naturgeschichte hat darin ihre Rücken, da hilft alles Wünschen und Fühlen nichts.“

Aber Frau Minchen blieb hartnäckig, sie ging von ihren Tochterideen nicht ab und baute diese sogar nach ihren Wünschen und Einzelheiten aus.

In einer der literarischen Abonnementseinladungen, die trotz Leihbibliothekromane und totaler Nichtachtung jeder eigenen Buch- und Zeitschriften-Anschaffung doch manchmal in ihre Hände fielen, hatte sie gerade in dieser Zeit ein koloriertes Mädchenbildnis gefunden, mit dem Titel „Schneewittchen“, und genau diesem Märchenbegriff angepaßt „so weiß wie Schnee, so rot wie Blut, so schwarz wie Ebenholz“. Es war von einer geradezu verblüffenden Schönheit der Linien und Formen, ein Idealnäschen, ein Idealmündchen, Augen von übernatürlicher Größe und Bläue und Lippen, schwarze Lippen, wie direkt vom Friseur bezogen. Ein Gesicht, bei dessen längerer Betrachtung jedem Menschen von wirklich gutem gesunden Geschmack allmählich übel werden mußte, aber für Frau Minchen der Inbegriff all dessen, was sie ihrer künftigen Tochter wünschte.

Dieses Bild bekam nun einen festen Standpunkt gegenüber dem Fensterplatz der hoffnungsvollen Mutter. Es wurde sogar in drei weiteren Exemplaren verschrieben und überall hingehängt und gestellt, wo ihr Blick es treffen konnte.

Das mußte wirken, das mußte sich ihrer Seele so einprägen, daß es der erwarteten Tochter seinen unverwischbaren Schönheitsstempel aufdrückte.

„Sehen Sie, Schweichlerchen“, erklärte sie heimlich und glücklich der staunenden, jungen Freundin, „das hab' ich damals bei meinem Eugen verfaunt. Da war ich jung und unerfahren und verließ mich auf die Schönheit meines Mannes. Aber nun weiß ich, daß man damit nicht sicher geht. Das Kind hat eben nicht nur einen Vater, sondern auch eine Mutter und man weiß nie, nach welcher Seite solch ein unermöglicher Wurm sich wendet. Diesmal schreib' ich ihm den Weg

vor. Diesmal erziehe' und leit' ich es schon im Entfachen; denn bei einem Mädchen muß man vorsichtig sein, Frauenzimmer müssen schön sein."

So lebte Frau Minchen in Schönheit, da sie Hedda Gablers klassischen Wunsch, in Schönheit zu sterben, noch nicht kannte und wahrscheinlich auch weniger geschätzt hätte. Ihre Vorbereitungen griffen immer weiter um sich. Das häßliche, alte Stubenmädchen, das seit Jahren zur vollen Zufriedenheit der Herrin seinen Platz ausfüllte, wurde mit dem Koften einer Haushälterin auf dem Vorwerk bedacht und in ihre Stelle ein hübsches, junges Mädchen gesetzt, das zwar nicht den zehnten Teil von dem leistete, was seine Vorgängerin fertig brachte, dafür aber krause, rotbraune Haare, blühende, rotbraune Augen und ein weiches, rosiges Gesichtchen besaß, und somit in die Schönheitsklausur, in die Frau Minchen sich zurückzog, leidlich gut hineinpaßte.

Leider, denn nicht nur ihre Augen erlabten sich an dem festen, hübschen Ding, sondern auch ihr Gatte, der seither nicht rechts, nicht links nach Weiberreiz geblickt hatte, sondern streng den geraden Weg ehelicher Pflicht eingehalten hatte, blieb bei dem täglichen Zusammenstoß mit der braunen G'ste nicht blind dagegen, daß es auf Erden doch noch etwas gab, was Herz und Sinne entflammen konnte.

Nach dieser Seite hin hatte Frau Minchen einen argen Mißgriff getan. Aber sie ahnte das nicht, sie war blind und taub für alles, was außerhalb ihrer Hoffnungen und Bestrebungen lag und ihr Mann, der während dieser Zeit hochgepannter Erwartungen mit jedem Verlangen einer häuslichen Bequemlichkeit, mit jedem Wunsch und Befehl für Wäsche, Kleidung, Essen und Trinken, kurz mit allem wieder und wieder an die blühende, lodende Kleine gewiesen wurde, war nicht ganz zu verdammen, wenn er sich im Laufe der Monate zu dem Irrtum verleiten ließ, daß Guste verpflichtet sei, nach allen Seiten hin seine Frau zu vertreten.

Als Frau Minchen mit dem rotheinigen Adebarr den Lieferungstermin fest abgeschlossen hatte und zum festlichen Empfange der schönen Tochter schon die weise Frau geholt wurde, ließ Fritz Niesel die alte, häßliche Niese vom Vorwerk wieder herüberkommen und die rundliche, hübsche Guste verschwand vom Schauplatz ihrer kurzen, segensreichen Tätigkeit. Niese war erfahrener und gelehrter, sie würde sich besser für die nun kommenden Tage der Pflege und Wartung eignen, besonders da ihr Auseres jetzt zu keinen bösen Folgen mehr Veranlassung geben konnte.

Darin lag ein so vernünftiger, praktischer Sinn, daß weder Frau Minchen noch sonst jemand sich diesem Wechsel widersetzte oder über seine Ursachen weiter nachdachte. Frau Minchen hatte auch keine Zeit mehr dafür, denn schon flapperte es vor der Türe und durch den Schornstein fiel des Hauses Tochter!

Ja, die selige Mutter hatte nicht umsonst gehofft, geglaubt und gewünscht, sie hielt ein Töchterchen im Arm, ein Töchterchen, „so rot wie Blut, so schwarz wie Ebenholz“. Nur eine Kleinigkeit fehlte zu dem echten Schneewittchen, — so weiß wie Schnee war es nicht. Da das aber im allgemeinen ein Fehler neugeborener Kinder ist, so fiel davon kein Vermutstropfen in den fast überschäumenden Becher Seligkeit, den der Himmel der matten, blassen Mutter darbot.

„See soll sie heißen“, hauchte sie aus ihren Rissen heraus zu dem in seinem Gewissen schwer belasteten, schuldbewussten und reinigen Mann empor, der sich zu ihr herniederbeugte — „Helicita, abgekürzt See, das habe ich mir gleich vorgenommen“. Es war nämlich damals die Zeit, in der „Das Geheimnis der alten Mamsell“ seinen Siegeszug durch die lesende Welt machte und es lag daher auf der Hand, daß Frau Minchen, die für ihr erstes eigenes Geheimnis der alten Mamsell einen Romannamen wählte, nun, wo sie frank und frei vor die Öffentlichkeit trat, von diesem Prinzip nicht abweichen wollte. So wurde das Schneewittchen

Helicita getauft und sollte nun außer einer Märchenschönheit auch noch eine See sein.

Aber es wollte nicht, es tat, was ihm beliebte. Zuerst hielt es nichts von der dreifachen Vereinigung der Märchenschönheit. Nachdem es wirklich so weiß wie Schnee geworden, warf es eiligt den schwarzen Haarschopf ab, der schon bei seinem Bruder Eugen so trügerisch und vergänglich gewesen und legte sich dafür das verlangte Rot verdächtig schimmernd über die spärlichen einzelnen Härchen, die auf dem kleinen, dicken Kopf emporsprießten. Es blieb zwar in Grimms Märchenschatz, aber statt Schneewittchen schien es Rotkäppchen werden zu wollen und von sonstigen Schönheitszeichen ließ es nicht das Geringste mehr merken. Schlicht und recht, wie es einem dicken, gesunden Säugling aus dickem, gesundem Stamme gezieme, lag die kleine Schneewittchen-See in der Wiege, entwickelte einen kolossalen Appetit, zeigte eine kraftvolle Lunge und benahm sich nicht eine Spur märchen- oder feenhaft.

Frau Minchen ließ sich davon nicht niederdrücken, das würde schon alles werden. Hatte sie es durchgesehen, eine Tochter zu bekommen, so würde sie es auch durchsehen, daß diese sich zu der gewünschten Schönheit entfalten würde, — man mußte ihr dazu nur Zeit lassen; das würde schon alles werden.

Die übrigen Familienmitglieder waren über den neuen Ankommling weder sehr beglückt, noch irgendwie enttäuscht. Eugen, der nun schon geraume Zeit in der naheliegenden Großstadt in Pension war, um dort die hohe Schule zu besuchen, verhielt sich zu der Angelegenheit sehr gelassen und neutral. Er war überhaupt keine impulsive, lebhaftige Natur, warum sollte er sich also über so eine unbedeutende Kleinigkeit, wie ein Wickelkind es ist, aufregen? Das Schwesterchen ging ihr vorläufig wenig an. Er hatte keine Vorliebe für onänsende, kleine Geschöpfe. Jeder Regenwurm, jede Blätterkospse, jedes Federchen an einem Vogel interessierte ihn mehr als sein Schwesterchen und so konnte momentan von einem erfreulichen Zusammenhang der beiden Geschwister noch nichts bemerkt werden.

Was nun den Vater der kleinen See anbelangt, so war der in diesen ersten Monaten nach ihrem Eintreffen seltsam bedrückt und unruhig. Er konnte keine rechte Freude über seine Tochter aufbringen, war dafür aber zu seiner Frau doppelt liebevoll und aufmerksam, so daß Frau Minchen eine Zeit so reinen Glücks genoß, wie eigentlich noch nie in ihrem Leben.

Dann zog plötzlich eine dunkle Wolke an ihrem Himmel auf. Die hübsche, rotbraune Guste, über deren weiteres Ergehen Frau Minchen sich nicht den Kopf zerbrochen hatte, da ihr Mann vorgab, daß sie drüben auf dem Vorwerk gut untergebracht sei, schickte eines Tages ihre Mutter, eines der Scharwerkerweiber des Gutes, zu dessen Herrin und ließ sie zu sich bitten. Das weinende Weib berichtete, schon während Frau Minchen sich zum Mitgehen anstaltete, daß die Guste, das liederliche Mensch, Gott sei's geklagt, eben ein kleines Margellchen gekriegt hätte. Woher, das wisse kein Mensch. Aber mit richtig'en Dingen müsse es doch zugegangen sein, denn es war nun mal da. Und die gnäd'ge Frau sollt' hoch man um des lieben Herrgotts willen nicht böse sein über die schändliche Aufführung, denn die Guste wär' sehr unglücklich und krank, und sie verlangte so sehr nach dem gnäd'gen Frauchen. Vielleicht, daß sie dem sagen wollt', was sie der Mutter nicht eingeständ', woher denn eigentlich das kleine Margellchen käm'.

Ja, das wollte die Guste. Sie lag sehr blaß und still in den rotgewürfelten Kissen des Familienbettes, hatte neben sich ein kleines Leinenbündel liegen und sah mit groben, angstvollen Augen bald auf dieses, bald auf das gnäd'ge Frauchen. (Fortsetzung folgt.)



Man kann die Menschheit nicht umarmen, es' einen man geliebt allein.

Fliegerkampf.

Aus dem Felde wird uns geschrieben: Sommernachmittag. Der Himmel sieht mit den ungleichmäßigen, dichten und selbstsam gezackten Schäfchenwolken aus wie ein zerrissenes Gewebe. Die Sonne läuft, Verstecken spielend, bald im Wolkenschatten, bald blendet sie mit stehenden Strahlen aus Himmelsbläue. Appig aufgewuchert ist um die Batteriehellung das Gras in fröhlichen Büscheln und die Biese weithin bunt gewirkt von den überreich gesäten weißen, roten und gelben Blumenköpfen. Von der bewegten Luft hergetragen rollt der Kanonendonner und surrt das Brausen der Geschosse durch die Luft. Grell springt der Abschluß aus den Mähren, dumpf bollert das Krepieren und hallt nach, daß die Erde leis erzittert. In der Luft surrt es, als wäre ein Dämon da droben in ewig kreisender Bewegung. Schon hat die Beobachtung den Doppeldecker erspäht und gibt zur Batterie die warnende Meldung: „Feindlicher Flieger — Untertreten!“ Wie ein großer Vogel hoch in den Wolken zieht der Doppeldecker ruhige Bahn. . . . Da gelst ein harter Abschluß, und das jähe Säusen der Geschosse zerreiht die Luft, knapp hinter den Geschützständen schlägt laut die Granate ein und jekt die Erde hoch. Kreisend wendet sich der Flieger über uns, wie im Spiel bald als glänzende Libelle sichtbar, bald in den Wolken tauchend. Da heulen die Abwehrbatterien eine erste Salve. Mit hellem pfeifenden Bischen steigen die Schrapnells — wie ein scharfer, kurzer Ruck an einer Harfensaiten hört es sich an —, um den Flieger hüpfen weiche, flaumige Sprengwölfe, und hinterher plätscht der Anall. Aber er läßt sich nicht vertreiben, der jähe Wurf. Langsam und bedächtig richtend, jagt die feindliche Batterie uns Schutz auf Schutz über die Köpfe weg. Immer der Abschluß, jäh in die Ohren klingend, dann ein Augenblick des Pauerns, während das Geschütz pfeift, bis der Unterstand lebt vom Einschlag und der Sprengkraft des pulvergetriebenen Eisens. Zwischen den Schienen rieseln Erdkörner von der Dede. Auf den Munitionsstand ist eine Granate hingehauen, hat die Bodenschicht und die Deckung der Holzschwellen zerrissen, aber an den Knorren der alten Eichenstämme herunter, die sie nur halb durchhackt hat, sich die Zähne ausgebeissen. Unheimlich rüttelt durch den Unterstand der Schlag, der uns allen darin ohne die Zähigkeit des Holzes vielleicht das Leben gekostet hätte.

Der Flieger über uns, der Plagegeist, kreist in gewandten Wegen, steigend und niederkommend, durch das Gewölbe schweifend, das ihm zustatten kommt und ihn der Sicht entzieht, während die Brennzünder der Abwehrbatterien mit blutgerigem Zäulen seine Flügel zu zerreißen trachten. . . . Da erscheint uns ein starker Helfer. Das Surren in der Luft hat sich verstärkt, das Rauschen klingt ein wenig anders. Und gleich hat einer es erfasst, der ruft: „Ein deutscher Kampfflieger!“ Jetzt wird der Franzose es an der Zeit halten, zu verschwinden. Aber zu ihrer Ehre gesagt, sie haben Schneid, diese französischen Flugzeugführer. Er fliebt nicht und nimmt den Kampf mit dem stärkeren Feinde auf. Maschinengewehre rattern in der Luft. Und alle lauern wir hin nach diesem Kampf, der sich uns zu Häupten abspielt — unborsichtig hinaufschauend, trotz der noch immer in Abständen einschlagenden Granaten. Wenn ein Schutz droht, ein rasches Zurückstuten unter die Deckung. . . . Der Kampf ist kurz. Einer Schrapnellwolke ausweichend, die dicht neben ihm an den Himmel gespritzt erscheint, senkt sich der Franzose. Schräg von oben niederstehend überkommt ihn der Deutsche — wie ein Raubvogel — noch einmal ein kurzes Maschinengewehrknaden — dann gleitet der deutsche Kampfflieger, stog langsam wieder hehend, über uns fort. . . . Der Franzose gittert einen Atemzug lang wie ein angeschossener Vogel, plötzlich steht ein dicker, grauweißer Qualm hinter der Maschine. Den Benzinbehälter muß es getroffen haben. Nieder saust der Doppeldecker, in tödlichem Fall sich überschlagend, als halben Wegs zur Erde eine jähe Flamme hochschießt. Gleich einer Sternschnuppe aufleuchtend, durch den Himmelsraum rasend, prescht er zu Boden in zerschmetterndem Brall. Ein Fehlen ist losgeschwirrt von der gewaltig flammenden Fadel — ein glimmendes Stück Flügel, das eine eigene Bahn nimmt, langsamer niederkommt. Ein wenig hat der Wind den stürmenden Flugapparat getrieben. Nicht weit von der Batterie liegen die Trümmer an der mit dunklen Baumriesen gesäumten Straße, zerbrochene Eisendrähle, verkohltes Segelgelen als letzte Überreste. Die schwere Last des Motors tief eingebohrt in die Erde. Die Insassen kaum noch als Men-

schen kenntlich. Und jene Flugblätter, die sie mit sich führten, zum Hohn mit den deutschen Farben umrandet, „Feldpost“ genannt, sind getränkt voll Blut — französisches Blut. . . . Aus dem Kriegsbericht lasen wir nach zwei Tagen, daß Leutnant D. es war, der da über uns sein siebentes feindliches Flugzeug herunterholte. (Zens. Bln.)

22 = Bunte Welt. = 22

Versteigerung von Napoleon-Reliquien in Amerika. Eine höchst interessante Versteigerung, über die in der Pariser Ausgabe des „New York Herald“ ausführlich berichtet wird, fand dieser Tage in der Hauptstadt der Vereinigten Staaten statt. Sämtliche zum Verkauf ausgetobene Gegenstände waren Napoleon-Reliquien, die im Jahre 1816 durch Stephan Jumel, der dem entthronten Kaiser ein eigenes Schiff zur Flucht nach Amerika angeboten hatte, nach der neuen Welt gebracht worden waren. Diese Erinnerungen, die bisher in den Besitz der Nachkommen des Napoleon-Verehrers verblieben waren, gelangten nunmehr aus Familiengründen zum öffentlichen Verkauf. Das Hauptstück war der Kriegskoffer, von dem Napoleon sich niemals trennte und der ihn in allen seinen Feldzügen begleitet hatte. Der Kaiser trug selbst stets den Schlüssel des Geheimschlusses in seiner Rocktasche und gab ihn erst am 14. Juli 1815, am Tage seiner Abreise nach St. Helena, ab. Der mit Leder geschützte Koffer hat eine längliche zylindrische Form. Trotz seines außerordentlich hohen historischen Wertes wurde er um die verhältnismäßig sehr geringe Summe von 1550 M. verkauft. Sehr groß war die Zahl der Möbel und Schmuckstücke, die sich früher im Privatbesitz des Kaisers und der Kaiserin Josephine befunden hatten. Eine Wanduhr, die im Jahre 1800 für den Ersten Konsul hergestellt worden war und als Schmuck eine Minerva- und eine Apollon-Statue trägt, erzielte 2700 M. Ein von Napoleon aus Ägypten mitgebrachter Marmortisch wurde mit 650 M. erstanden. Sechs Empirestühle, die in den Privaträumen des Ersten Konsuls gestanden hatten, wurden um 2400 M. verkauft. Außerordentlich billig wurde auch das Bett Napoleons, das er zu Malmaison benutzt hatte, veräußert: es erzielte nicht ganz 900 M. Die Gesamtsumme des Verkaufes betrug 65 000 M.

Thomas Lawrence als Dauermales. Anlässlich des Verkaufes einiger Gemälde des Reynolds-Schülers Sir Thomas Lawrence berichten die englischen Blätter ein ergötzliches Geschichtchen über die Vergesslichkeit, die Lawrence oft an den Tag legte. Als er einmal die Gattin eines Lords mit ihrem Bildkinder zu malen hatte, erklärte er nach Fertigstellung der ersten Skizze, daß er nunmehr keiner Sitzungen mehr bedürfe, sondern aus dem Gedächtnis das Bild in seinem Atelier vollenden könnte. Hierauf vergaß Lawrence vollkommen diese Arbeit, und als er endlich eine neue Sitzung erbat, mußte er erfahren, daß das Bildkinder bereits Leutnant in der englischen Armee geworden war.

„Bitte warten, ich komme!“ Es gibt mancherlei lästige alltäglich wiederkehrende Schwierigkeiten, die stets mit den gleichen Ausdrücken des Unwillens bedacht werden, ohne daß die, die darunter leiden, ernstlich an die Abstellung des Uebelstandes herangingen, bis dann ein findiger Kopf zu ihrer eigenen Verblüffung eine sehr einfache und naheliegende Lösung wie ein „Ei des Kolumbus“ vor sie hinstellt. Zu solchen kleinen Unannehmlichkeiten, die in manchen Berufen, wie von den Ärzten immer aufs neue als äußerst lästig empfunden werden, gehört z. B. die unnötige Störung durch eine Nachtlöde. Der Wartenbe, meist noch in nervöser Verfassung, wiederholt mit Vorliebe als eine Art Beruhigung seiner Nerven den Bedruf so lange, bis der Angerufene erscheint, wobei dann ärgerliche Auseinandersetzungen entstehen. Ein einfacher Signalapparat soll nach der Mitteilung des Apothekers Max in der „Zeitschrift für ärztliche Fortbildung“ diesen Verdruß ersparen helfen. Er besteht aus einem kleinen Kästchen, das neben der Nachtlöde an der Mauer angebracht ist und eine kleine Birne enthält, die der Angerufene als Antwort auf das Klingeln durch Drücken auf einen Knopf im Schlafzimmer zum Glücken bringt. Für den Wartenden erscheinen dann auf der Glasplatte des Kästchens die leuchtenden Worte: „Bitte warten, ich komme.“ die das „Wartefieber“ eindämmen sollen und dem Arzt die nervenregende Wiederholung des Klingelgeräusches ersparen.

Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

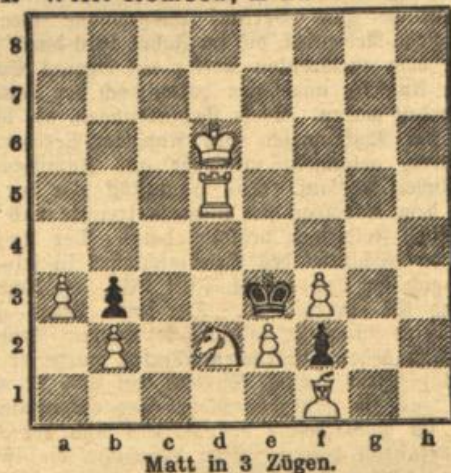
Redigiert von E. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 6. August 1916.

Aufgaben.

474. Willi Romsch, z. Zt. in Frankreich.



Matt in 3 Zügen.

Partie 175.

Aus Gutmayer: „Das unbedingte Torpedo“.*

Weiß: W. Cook (ohne Sbl). Schwarz: N. N.

1. f2-f4 d7-d5. 2. e2-e3 c7-c5. 3. b2-b3 e7-e6. 4. Lc1-b2 Sg8-f6. 5. Sg1-f3 Lf8-e7. 6. Lf1-d3 0-0? Im Prinzip nicht schlecht, ein flotter Aufmarsch — ist ja recht, aber . . . das Hauptquartier im Bannkreis der Feindestruppe. Weh dir, o Königspuppe. 7. Sf3-g5 g7-g6. 8. h2-h4 Sf6-h5? O, des Augenscheines blinder Narr! Der Zug ist geistig ganz offenbar. Der g-Bauer wird nun paratytisch (deckt h7 und h5), deine Lage überkritisch! 9. Dd1-h5!! Das ist der Blitz aus heil'gem Himmel. Was hilft nun — Sturmgebimmel? Le7xg5. 10. Dh5xh7!! Das Torpedo flitzt. Warum warst du auch nicht mehr gewitzt? Kg8xh7. 11. h4-g5† Kh7-g8. 12. Th1-h8#.

*) Franz Gutmayer: „Das unbedingte Torpedo im Schachkrieg.“ (Hans Hedewigs Verlag, Leipzig.) Nun ist auch das letzte Buch dieses Schachschriftstellers erschienen und sein eigenartiger, kriegerischer Titel weist schon darauf hin, was es lehren will: Mit scharfem Auge soll der Schachjünger die Blößen des gegnerischen Spieles kennen lernen, um es dann mit voller Angriffswucht zu zerschmettern. Wieder ein Buch mit allen Vorzügen Gutmayerscher Schachlehrkunst. Zwar erreichen seine Versmanier und die Anwendung bajuvarischer Kraftausdrücke manchmal einen unheimlichen Höhepunkt; aber nichtsdestoweniger, ja vielleicht gerade deswegen ein köstliches Buch. G. hat sich mit seinen Werken viele Freunde, aber auch viele Feinde gemacht und die Kritik hat ihm oft übel mitgespielt; und doch bedeuten seine sechs Schriften eine wertvolle Bereicherung der Schachliteratur. Drum gehe hin, lieber Schachfreund, und erwirb sie dir; als erstes den „Weg zur Meisterschaft“, das Kernbuch der ganzen Reihe, sein System. Die andern folgen dann von selbst nach. Wdw.

Auflösungen.

470. (468 Th. Bode, 4 Züge). 1. Kh8, Sf7†; 2. Kg7, Se6†; 3. Kg8; 2. . . . Se8†; 3. Kf8; 2. . . . Sd8; 3. Kg8. Das Problem hat leider den Nachteil, daß auf jede andere Entgegnung von Schwarz als 1. . . . Sf7 das Matt schon im 2. Zuge erfolgt. 1. Kg7 scheitert am Se8† mit nachfolgendem exf4.

471. (469 L'Hermet, 2 Züge). 1. Dc4.

Richtige Lösungen sandten ein zu beiden Aufgaben: F. S., A. Dl. und Wdw. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

a, an, bahn, be, bin, bung, den, ei, fi, grund, kla, nach, net, ri, ro, se, so, son, tau, te, to, ter, tor, un.

Aus vorstehenden 24 Silben sind 8 Wörter zu bilden von folgender Bedeutung: 1. Unnatürlicher Zustand, 2. Verkehrsmittel, 3. Musikinstrument, 4. Amerik. Gebirge, 5. Held einer bekannten Erzählung, 6. Stadt in Thüringen, 7. Bulgarische Stadt, 8. Gebäck. Sind die richtigen Wörter gefunden, so nennen deren Anfangsbuchstaben die Hauptstadt eines ententefreundlichen Landes.

Im Schützengraben.

Es schlafen Kurt und Franz im Graben,
Derweil sie nichts zu essen haben.
Doch da kommt Karl schon angerannt
Mit einer Gans in jeder Hand.
„Seht Kinder, was, das wird uns schmecken,
Ihr sollt die Finger danach lecken.“
D'rauf tun das Rätselwort die Drei,
Wie wohl der Fang zu teilen sei.
Das dauert lang, d'rum sagt Kurt: „Ich gesteh“,
Ich tät' die Gänse lieber erst das Rätselwort ohn' e.“
Einstimmig ward' dies angenommen,
Und jeder hat sein Teil bekommen.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 355.

Bilderrätsel: Banknotentasche. — Zahlenrätsel: Hochsommer, Ochse, Chrom, Homer, Schere, Ohr, Meer, Moor, Ehre, Rose. — Buchstabenrätsel: Glaube, Laube. — Rückläufig: Anna, Aga, Ebbe, Egge, Ehe, Ecke, Elle, Kukuk, Otto, Uhu.

Für die Kinder.

Auflösung der Knacknüsse in der letzten Nummer der „Ill. Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts“. 1. Herr Schmidt erhält 274 und Herr Schulze 446 Zentner Kohlen. 2. C. erhält 4000 Mk., B. 2800 Mk. und A. 3200 Mk. Richtige Lösungen sandten ein zu beiden Aufgaben: Karl Arnold, Walter Braun, Cilla Bauer, Heinr. Barbiger, Kurt Berg, Martha Berlebach, Walter Degen, Willi Druschel, Marie Goldbach, Karl Grosch, Walter Hisgen, Urlauber Haul, Max Kamenetzky, August Kuhieos, August Klärner, Adam, Ernst und Heini Kraft, Elise Kaufmann, Georg Kippler, Emil Knoll, Max Lang, Martha Lorentz, Hans Lorenz, Lotte Lieber, Erich Plotke, Else Ponath, H. Pfuhlmann, Willi Rau, Julius Reinhart, Fr. Steinhäuser, Gustav Sinn, Erna Schöbeler, Richard Ueberfall, Unbekannt (auf einer zusammengefalteten Schulhefteite), Erna und Theo Weber und Hertha und Ella Wießler, sämtlich in Wiesbaden, sowie Fritz Eitel und Karl, Wilhelm Otto Brandes in Sonnenberg, Paul Kleber in Erbenheim, August Koller in Bierstadt, Franz Schlüter und Karl und Willi Schuck in Igstadt, Allan Schaumburg und Gertrud Wilken z. Zt. in Bremen. Die Aufgabe 1 wurde von Robert Bücher, Emma Fischer und Hans Schok in Wiesbaden und die Aufgabe 2 von M. Bruchhäuser, Karl Fuchs, Augut Kreutzer, Otto Pfeil und Käthe Stratmann in Wiesbaden, sowie von Willi und Elisabeth Ruppert in Niederwalluf richtig gelöst.

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 8.

Er scheint allmonatlich.

1916.



Eine Geschichte aus Tirol.*)

Frau Kienz aus Lengenfeld im Ötztal verließ ihr kleines Haus und stieg bergan. Sie trug einen Korb voll frisches Brot, eine Flasche Kirchwasser und stützte sich auf einen schlanken Alpenstock. Am Gürtel hing ein Rosenkranz. Außerdem trug Frau Kienz noch den kleinen Franz, einen frischen Buben, der nur erst vier Monate alt war. Der Vater sollte ihn einmal küssen. Der Vater aber wohnte hoch auf dem Gebirge in einer kleinen Seenhütte und hütete das Vieh; deshalb hatte Frau Kienz einen weiten und beschwerlichen Weg. Wäre sie eine Fremdlingin gewesen in diesem Tale, eine stolze reisende Engländerin etwa oder eine gefühlvolle deutsche Dichterin, so würde sie mehr als ein bewunderndes O und Ach ausgerufen haben, und noch öfter ausruhend stehen geblieben sein, als Frau Kienz es tat und zufolge ihrer Last tun mußte. Wie entzückte diese wilden Bergparadiese, wie erheben sie die Seele! Tief unten das Tal mit seinen leuchtenden Wiesen, seinen zahlreichen, einzeln liegenden Bauernhäusern, die bald zu Punkten werden, je höher der Alpenwanderer steigt; dann die schönen dunkelgrünen Wälder, und hoch über den Wäldern die Felsenregionen mit glänzenden Matten und einer Wunderfülle herrlicher Alpenblumen; endlich höher noch die starre Ode kahler Granitmassen, wo treulos Gerölle verwitterten Gesteins den Fuß des Wanderers straucheln macht, wo das niedrige Krummholz nicht mehr wächst, wo kaum noch die Eiskette ihre einsamen Blüten treibt. Und über diesen noch in hoher fruchtbarer Erhabenheit die Region des ewigen Schnees, überragt von gigantischen Farnern, von Gletscherwänden begrenzt und von Eisbächen bewässert, die von Felswand zu Felswand niederstürzen, wachsend, schäumend, brausend, donnernd, die, von ferne gesehen, reinen unbeweglichen Silberfäden gleichen, in der Nähe aber mit ihren stäubenden gewaltigen Massen und ihrem Donnerfall den Beschauer im tiefsten Mark erschüttern.

Frau Kienz war schon recht hoch gestiegen; sie achtete nicht auf den mühsam zu wandelnden Pfad, die Hoffnung und die Freude gaben ihr Mut und Kraft. Sie dachte sich schon oben bei ihrem Manne, dem munteren Josef, wie er sich freuen und den Franzl herzen würde. Der Franzl war ein gar lieber Bube, und wenn er lachte, war es der Mutter, als ob sich der Himmel aufteue und ein Engel sie holdselig grüße. Ihr Pfad wurde eng und gefährlich, aber sie wußte den Alpenstock gut zu führen, und glitt nicht aus. Jetzt war sie einer kleinen Kapelle nahe, die am Wege stand. Fromme Hände hatten das Muttergottesbild mit Alpenblumen geschmückt, und am Gitter hing ein frischer Kranz von Rhododendron. Der kleine Franzl schlummerte und Frau Kienz stand still, stellte leise ihren Tragkorb an den Weg, hob den Franzl heraus, der von der Bewegung erwachte und zu schreien begann. Da setzte sich die Frau auf eine Felsbank nahe bei der Kapelle, öffnete ihr Nieder und stillte mit Mutterkuß das Kind, Franzl trank und schlief bald wieder ein. Frau Kienz legte den geliebten Schläfer sanft in das duftige Moos am Wege, aus dem die zarten Blüten der Möhringia zu Tausenden auf den vielfach gegliederten Fäden ihrer Stengel hervorsproßten, und nun nestelte sie ihren Rosenkranz vom Gürtel, und kniete auf dem Betschemel vor der kleinen Kapelle nieder. Sie sprach mit frommen Gedanken, selbst voll Mutterfülle, das Ave: „Gegrüßt seist Du Maria, voller Gnaden! Der Herr ist mit Dir! Du bist

gebenedeiet unter den Weibern, und gebenedeiet ist die Frucht Deines Leibes, Jesus Christus! Heilige Maria, bitt für uns arme Sünder, jetzt und in der Stund unsers Absterbens! Amen.“ Und hierauf betete sie noch lange fort. Rings um sie her war tiefe Stille, nur die wilde Achen brauste aus dem Tale dumpf herauf. Der Knabe schlief.

Eine dunkle Bergwand, Morin genannt, senkt sich steil, abschüssig in das Tal der Achen hinab, und gipfelt sich in schauriger Größe himmelan. Oben ist eine kleine Matte, so von Felsen eingegrenzt, daß noch kein weidendes Kind, kein kühner Alpenjäger sie betrat, ein Asyl der schlanken Gensfen. Über dieser Matte hängen wieder zerklüftete Felsen nieder, auf deren Scheitel ewiger Schnee, ewiges Eis ruht.

Hoch über der dunkeln Morin schwebten langsam in geheimnisvollen Kreisen drei Lämmergeier. Einer von ihnen richtete seine blickenden Augen zur Tiefe, nach der Stelle, wo Frau Kienz betete, und richtete auch seinen Flug tiefer und immer tiefer, schnell wie ein fallender Pfeil; dann, als er nur noch turmhoch über der Bergkapelle schwebte, zog er wieder einen großen Kreis, ehe er sich niederlenkte und zog immer enger den Kreis, und schoß den Blick seiner Augen voraus nach dem schlafenden Kindelein. Und die Mutter betete fort, alle die Vaterunser, Glauben, Pfalter, und fügte zu jedem englischen Gruß ein Geheimnis, und war schon beim fünften Geseh, und hörte und zeichnete sich mit dem Zeichen des Kreuzes, da hörte sie mächtig erschauern, sah sich erschrecken um nach dem Kind, und sah das Kind nicht mehr, und es flog ein Schatten über die Kapelle wie ein Wollenschatten. Frau Kienz sank mit einem Angstschrei zu Boden, sie hatte aufgeblickt, hoch über ihr schwebte der Geier mit dem Kind, hoch und immer höher in die blaue Luft, und das herzerreißende Angstgeschrei der unglücklichen Mutter flog ihm nach und schallte hundertfach von den Felsen. Erst wurde ihr schwarz vor den Augen, als sie so in unsäglichlicher Angst dem Geier nachblickte, und sie warf sich wehklagend nieder, dann sah sie wieder hinauf und erblickte kaum noch den grausamen Räuber, es war ihr, als umschwebten ihn noch zwei andere, und ihr Schmerz fand nur stammelnde Worte, abgerissene Klageklänge, wie ihr Herz zerrissen war.

„Habt ihr ihn — meinen Franzl, meine Lust — mein Leben — o ewiger Herrgott! Ihr wilden Felsengeister des Gebirgs — habt ihr ihn hinaufgeholt? O Gott, o Gott! Was tue ich, was fange ich an! Armer, armer, armer Franzl! Arme Mutter! Mein einziges liebes Kind! Was wird der Josef sagen? Soll ich vollends zur Alm hinauf? Soll ich mich nicht lieber hinunterstürzen in die Achen? O, heilige Mutter Gottes!“

So klagte hier die Mutter; über der starren Morin aber wurde der Lämmergeier unsichtbar.

Endlich warf sich die verzweifelte Frau vor dem wundervollen Gnadenbilde nieder und flehte laut aufjammend: „O, heilige Maria! Willst Du Gebenedeiete nicht auch für mich ein Wunder tun? Das wäre freilich ein rechtes Wunder. Ein Wunder über alle Wunder, wenn ich mein Kindelein lebendig wiederfände! Aber Dir ist nichts unmöglich, Mutter Gottes! Bitte bei Gott und Deinem Sohne für meinen Sohn! Wenn er noch lebt, der Franzl, so kann er die Fürbitte wohl brauchen! Und wenn Du es willst, Maria, so lebt er noch, und wenn es Dein gnadenreicher Wille ist, daß ich ihn wieder haben soll, so tragen ihn die Engel wieder aus der himmelhohen Bergeshöhe zu mir. Amen, mein Heiland! Amen, Maria!“

*) Aus einem alten Buche. Wer weiß, aus welchem?

Ich will hinauf zum Josef, vielleicht schlägt er mich tot auch gut, so komme ich zu meinem Kind, wenn mein Kind nicht zu mir kommen soll. Amen!"

Nach solchem verwirrten schmerzlichen Gebet raffte sich Frau Kienz auf und setzte ihre Wanderung weinend fort. Sie sah dabei mehr zum Himmel auf, als auf den Weg, denn sie meinte immer, der Geier müsse noch da oben in den blauen Lüften schweben und das Kindlein säuberecklich wieder herunter tragen, so stark war ihr Glaube.

In das Ötztal und seine stillen romantischen Seitentäler sank schon der Abend, auf den Bergen aber wehte noch freundlich das reine Licht. Die Hirten jodelten laut und juchzten einander von Berg zu Berg, von Alm zu Alm die wohlbekannten Grüße zu. Das Alpenvieh ward wieder nach den Sennhütten getrieben, die melodischen Glocken klangen, das erhabene Schweigen dieser freien Höhen schien mit dem sinkenden Tag feierlicher zu werden, die fernen Gletscher schmückten sich schon mit dem zauberhaften Rosenkleid, und prangend, aber kalt, standen sie, die Alpenrosen des Todes.

Die Hütte Josefs stand einsam mitten auf grasreicher Alpentriest. Sonst hatte Frau Kienz geschäftig darin gewandelt, und ihre fleißige Hand hatte manchen riesengroßen Alpentäfelchen oben geschaffen. Als aber das lektmal das Vieh hinaufgetrieben wurde, war die Frau des Geiers noch zu schwach zur Folge, und es mußte eine andere Sennerin als Magd mit hinauf.

Der muntere Josef stand auf einem Felsenvorsprung und jodelte lustig in das Abendrot, während die Herde langsam die gewohnte Richtung nach der Hütte einschlug. Er sah hinüber auf die Platte über der Morin, gewahrte dort ein Rudel munterer Gamsen, und bekämpfte still die erwachte Schützenlust, denn dort hinüber trug kein Stuh, dort fanden die überall feindlich verfolgten Tiere eine heilige Freistadt, um so heiliger, als der Glaube des Volkes dorthin den Aufenthalt dreier schützenden Genien verfezte. Dort und allein dort wandelte auch noch in ruhiger Majestät der Steinbock und trug voll Stolz sein riesiges Gehörn.

Wie der Josef so hinübersah, gewahrte er über den Farnern und Kogeln, die noch hoch über die Morin emporragten, im Abendblau einen leuchtenden Punkt, der näher und näher kam. Josef sah scharf hin und bald entdeckte sein geübtes Auge, daß es ein Geier der größten Art war, welcher seinen Flug nach der Alm nahm. Wie der Geier sich noch tiefer senkte, dachte Josef bei sich selbst: „Verdammt, hätte ich doch den Stuh nicht in der Hütte gelassen und könnte diesem satrurnischen Kerl eins auf die Platte brennen; die verfluchte Brut frißt vollends alle jungen Gamsen weg, daß einem armen Wilderer kaum noch etwas übrig bleibt. Hat dieser Satan nicht wieder ein junges Tier in den Klauen? Ja, weiß Gott! Er hat sein Abendbrot schon geholt und will es vermutlich hier verschmausen. O, hätt' ich doch den Stuh!"

Während Josef solche vergebliche Seufzer nach dem in der Hütte heimlich verborgenen Jagdgewehr ausstieß — denn die Hirten dürfen keine Gamsen pürschen, und tun es nur heimlich — flog der Geier immer tiefer, und Josef schrie: „Jesus Maria, Joseph! Das ist ja kein Wild — um aller Heiligen Willen, das ist ja ein Kind!"

Nur etwa fünfzig Gänge von Josef saß der Lämmergeier und schien die Beute zu betrachten. Er neigte den Kopf mit den großen gelben Augensternen herüber und hinüber, öffnete den scharfen Krumschnabel und ließ ein gellendes widriges Geschrei aus. Dann schien er einmal mit dem scharfen Schnabel in die Beute zu haken, und Josefs Herz klopfte hörbar. Er lief dem Geier näher, er sah einen starken Stein, klingend sauste der Stein nach dem Raubvogel und dieser flog auf. Die Beute blieb am Boden, Josef rannte hin und griff mit einer Gaste danach, als wollte er sie selbst rauben. Der Lämmergeier aber umkreiste mit Getöse die Matte, immer höher steigend, und schwebte dann ruhig, ohne nur einmal mit den Flügeln zu schlagen, zur Morin hinüber.

Josef betrachtete das Kind und brach in Ausrufe der Verwunderung aus. „Heiliger Joseph! ein Kind, wahrhaftig ein Kind! O, Wunder Gottes! Es lebt noch, es ist unverfehrt, die Fänge des Untiers haben es nicht getroffen, aber wie sind die Läden und Lappen zerfezt, in die es gewickelt war! Du armer Schelm! Wem bist Du denn? Mein Gott, wie wird sich Deine Mutter grämen! Armes

Lamm! So hoch in der Luft! Die Bäcklein sind blißblau und das Näschen blutet. Großer Schöpfer!"

Josef lief mit dem Kind, was er laufen konnte, nach der Sennhütte zu und rief so laut er konnte: „Mierle! Mierle!" So hieß die Sennerin. Mierle kam herbei und empfing den Fund. Sie legte das Kind hin, mollt rasch eine Kuh, flöhte dem halberstarrten Kleinen Milch ein und wusch es mit der Milch. Nach einer Weile regte sich's, ächzte, und bald darauf schrie es auch, zu Josefs und Mierles unaussprechlicher Freude. Mierle suchte es zu beschwichtigen, und legte es, als es wieder schlief, in ihr ärmliches Bett, das freilich nur aus einer Unterlage von Heu und wenigen Decken auf einem harten Brettergestell bestand, während Josef sich das frugale Abendbrot schmecken ließ.

Mit dem letzten Strahl des sinkenden Tages erreichte Frau Kienz die Matte, so schmerzreich und schmerzgematt, wie nie eine Mutter. Ihr graute vor dem Augenblick, in welchem sie vor ihren Mann treten sollte, und allein. Ihr war, als sei sie im weiten Raume der Schöpfung allein, wie sie hier oben auf klippenvoller schwindelnder Höhe zwischen verkrüppelten Bäumen, mit der schweigenden Natur und ihrem himmelschreienden Schmerz allein war. Wie ein Schatten schlich sie über die Matte, langsam und abgehärtet, und Zentnergewichte schienen an ihren Füßen zu hängen.

Endlich öffnete sie langsam die Türe, und mit einem freudigen: „Grüß Dich Gott, Frau!" sprang Josef auf, und schral zurück vor ihrem bleichen Gesicht, ihren tränenden Augen. „Was ist's? Was ist Dir geschehen?" fragte er bestürzt; aber sie blieb ihm die Antwort schuldig, sie breitete die Arme aus und saß matt und weinend an seine Brust.

„Frau, wo hast Du den Franzl? Hast Du ihn nicht mehr? Ist er tot?" fragte, von einer bangen Ahnung befallen, Josef, und das Schweigen der Frau bestätigte seine Frage.

„Ich bitte Dich, rede!" bat der Mann, und die Frau entwand sich schluchzend seinem Arm und stammelte: „Erst heute, liebes Josele! Auf dem Weg — betete ich und hatte den Franzl hingelegt, auf einmal war er weg — ein Geier — hatte ihn — und flog mit ihm fort."

„Ein Geier!" schrie Josef laut auf. „Ei, daß Dich der Geier —! Jesus Maria Joseph! Frau, ist's denn wahr? Potz Geier! Mierle! Mierle!"

Die arme Frau Kienz sah ihren Mann bestürzt an, denn er gebärdete sich ganz anders, als sie erwartet hatte, er verzog seine heitere Miene nicht zur traurigen, er schien vielmehr das Lachen zu verbeißen, und sah nach der Türe der Kammer, wo die Milchgefäße standen, und wo die Magd ihr Lager hatte. Da trat das Mierle herein in seiner kurzen Jacke und seinen Leinwandhosen, wie alle Tiroler Sennerinnen tragen, und trug auf ihren Armen das Kind. Der Frau Kienz aber schwanden fast die Sinne, und sie wußte nicht, ob sie wache oder träume, lebe oder gestorben sei; mindestens glaubte sie im Himmel zu sein. „Mein Kind, unser Kind, unser Franzl!" Das war alles, was sie sprach, während sie das Kleine dem Mierle abnahm und es herzte, dann lachte und weinte sie zugleich und rief: „Gelobt sei Jesus Christus und seine gebenedeite Mutter!" Der Josef aber sagte Amen dazu, und das Mierle sagte auch Amen.

Mittlerweile war es draußen Nacht geworden, und die Sterne leuchteten hell über der Berggigantenwelt, die hier schlief, ein wunderbares Chaos von blühenden und toten Massen; auch die fernen Eiszünde und ungeheuren Schneefelder leuchteten wie Mondschein, mit einem seltsamen und geisterhaften Licht. Um manche der hochragenden Bergzacken und Eistürme schwebte silbernes Gewölke. Aus der Alpenhütte schwebte zwei glücklicher Herzen feuriges Dankgebet.

Vändliche Heimatpflege nach dem Kriege.

Wenn einst der Waffenlärm schweigt, muß sich vieles bei uns ändern und manches besser werden. Nicht nur in der Stadt, sondern auch auf dem Lande. Was den Großstädtern fehlt, das kann man leicht erfahren. Man braucht nur jene Leute zu fragen, die in den Dörfern nur die guten Seiten sehen. Sie entrollen eine lange Liste großstädtischer Sünden. Schlimm ist dabei, daß man ihnen

in vielen Dingen nicht widersprechen kann. Sie haben recht. Wenn sie über sinnlosen Luxus in der Großstadt schelten und, wie kürzlich in der Ersten sächsischen Kammer, die üppige Lebensweise gewisser Wohlhabenden selbst während des Krieges beklagen, wenn sie über das ausgebreitete Aneipenleben, so mancherlei brüchige Moral, das abstoßende Proletariat, die Verschwendung und Veräußerlichung des Daseins durch eine in fast allen Klassen vorkommende öde Vergnügungssucht ihre Stimme erheben, so muß man sie ruhig anhören, denn es ist so.

Aber man soll nicht glauben, daß auf dem Lande alles im weißen Unschuldsschleier schimmert. Den Phariseer zu spielen, hat der Landbewohner kein Recht. Er kennt zwar glücklicherweise manche Untugend der Großstadt nicht, doch wer sein Wissen vom Leben in den Dörfern nicht nur aus Geynerschen Idyllen schöpft, der weiß, wieviel auch hier verbesserungsbedürftig ist und wie manchen Mangel der Ethiker und besonders der Sozialpolitiker zu beklagen hat. Auf diese Mängel sind vielfach die ärgsten Nöte der Landwirtschaft in Friedenszeiten zurückzuführen. Auch die Leute not beruht zum großen Teil auf ihnen. Die oberflächliche Erklärung, daß die Abwanderung in Fabrik und Großstadt in der Hauptsache auf die Vergnügungssucht zurückzuführen sei, wird wohl kaum noch irgendwo ernst genommen. An Vergnügungen fehlt es auch auf dem flachen Lande nicht; selbst das Kino hat seinen glänzenden Einzug gehalten. Auch der Trieb, mehr Geld zu verdienen, spielt bei der Abwanderung keine entscheidende Rolle, so verständlich wie er auch wäre in einer Zeit, in der schon vor dem Kriege die Kosten selbst einer bescheidenen Lebenshaltung hoch waren und alles am Golde hängt und nach Golde drängt. Nach unserer Überzeugung hat für die Abwanderung eine viel größere Bedeutung die rückständige Arbeitsmethode, die dem Gesinde weniger freie Zeit läßt, als es die Besonderheit der landwirtschaftlichen Tätigkeit verlangt. Hier könnte vielleicht durch bessere Verteilung der Arbeit manches gebessert werden. Essen, Schlafräume, Behandlung lassen bei dem Gesinde manches zu wünschen übrig. Bei Verheirateten spielt besonders im Osten auch die Wohnungsfrage eine große Rolle. Die Enge der Verhältnisse, die Unmöglichkeit, jemals in eine bessere Lebenslage zu kommen, die Sehnsucht, gerade der Strebsamen und Kräftigen, sich emporzuarbeiten, entfremdet sie der Heimat. Sie erblicken in der Großstadt oder in der Fabrik das Land, wo Milch und Honig fließt und erleben meistens eine herbe Enttäuschung. Aber an diese glaubt der Hoffende nicht. Die Wahrheit wird auch hier meistens erst erkannt, wenn es zu spät ist, wenn der Einzelne bereits derart verstäubt ist, daß eine Rückkehr in die Verhältnisse des flachen Landes, sowohl für den Zurückkehrenden wie für das Dorf, eine Enttäuschung bedeutet.

Diese Erwägungen sind auch heute zeitgemäß. Man will unsere Kriegsbeschädigten auf dem Lande ansiedeln, soweit sie sich dazu eignen; auch hat man ins Auge gefaßt, nach Möglichkeit städtische Kriegerwitwen, die vom Lande stammen, mit ihren Kindern wieder nach dort zurückzuführen. Das ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Aber man soll mit großer Vorsicht dabei verfahren. Geschicht hat das nicht, so werden schwere Enttäuschungen auf beiden Seiten nicht ausbleiben. Der gute Wille allein genügt nicht; entscheidend sind die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Das gleiche läßt sich auch von der Festhaltung der auf dem Lande ansässigen Kriegerwitwen dort sagen. Gewiß ist es wünschenswert, sie vor der Abwanderung in Großstadt oder Fabrikbezirk mit ihren Kindern zu behüten, aber das kann nur geschehen, wenn sich für ihr wirtschaftliches Fortkommen auf dem Lande eine gesicherte Grundlage bietet. Nicht jede Kriegerwitwe ist für landwirtschaftliche Arbeit geeignet, nicht immer ist diese, z. B. im Winter, im ausreichenden Maße vorhanden. Die Kriegsrente genügt nicht zum Leben, besonders wenn die Preise für die wichtigsten Nahrungsmittel auch nach dem Kriege dauernd höher bleiben, als sie vor ihm waren, was wahrscheinlich ist. Will man Ansiedlung auf dem Lande betreiben, ohne jeden einzelnen Fall in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung zu prüfen, so kann es sich leicht ereignen, daß die Landbewohner mit einer Bevölkerungsschicht durchsetzt werden, die in den schwierigsten proletarischen Verhältnissen lebt, nie wurzelseft wird, der das Land keine Möglichkeit zu einem besseren Fortkommen bietet, die von tiefer Unzufriedenheit ergriffen wird, die nicht einmal unberechtigt ist.

Das muß zum Besten des öffentlichen Wohls vermieden werden. Bei einer Ansiedlung auf dem Lande ist vor allem zu berücksichtigen, daß der Siedler bodenständig wird. Auch bei den Bestrebungen, die vom Lande stammenden Dienstmädchen in den Großstädten wieder in die Dörfer zurückzuführen, muß dieser Grundsatz den Ausschlag geben. Es ist gar nicht zu bestreiten, daß viele derartige Mädchen in ihrer Unkenntnis der städtischen Abgründe den größten Gefahren ausgesetzt sind; namentlich wenn sie keine Stelle finden können. Aber an eine Abänderung der Gesetzgebung, um die Mädchen auf dem Lande festzuhalten und sie nach dort unter Umständen mit Zwangsmitteln wieder zurückzubringen, wie das auch jetzt wieder mehrfach verlangt wird, sollte man zuletzt denken. Auf dem Landfrauentag, der jüngst im Herrenhause in Berlin abgehalten wurde, betonte ein Redner, eine Änderung der preussischen Kommunalgesetzgebung sei notwendig, da sie heute „eine Prämie auf das Fortziehen vom Lande sei“. Mit derartigen Betrachtungen wird man vorhandene, übel nicht ändern. Die Freizügigkeit ist derart in Fleisch und Blut des deutschen Volkes übergegangen, daß es diese auch nicht in verstedter Weise will antasten lassen; auch gegenüber der Landjugend natürlich nicht. An diesem Grundsatz wird der Reichstag niemals ernstlich rütteln lassen. Gewiß ist es bedenklich, wenn man die Zahlen der vom Lande abgewanderten großstädtischen Dienstmädchen betrachtet. Etwa fünfzig vom Hundert aller städtischen Dienstmädchen sind Landkinder. Im Jahre 1915 waren 9000 junge Dienstmädchen unmittelbar vom flachen Lande nach Berlin gekommen; die meisten machten jedoch den Umweg über eine kleine Provinzstadt. Die Großstadt ist ihnen die Sonne, in deren Strahlen sie das Glück suchen wollen. Mit welchem Erfolg, sagt eine furchtbare Ziffer: sechzig vom Hundert der Berliner Prostituierten entstammen dem Dienstmädchenstande!

Diese Dinge beklagen, ist zwecklos, wenn nicht die Tat hinter den Klagen steht. Und diese Tat kann nur darauf gerichtet sein, dem flachen Lande eine soziale Kultur zu bringen, die auch aufstrebenden Kräften mehr Gelegenheit zur Entfaltung und Befriedigung gibt. Nicht etwa großstädtische Kultur in dem Sinne, wie man das meistens versteht; davor möge der Himmel die Dörfer bewahren. Man soll mehr Menschenpflege üben: der Landwirt an sich und auch an seinem Gesinde. Das wird in diesem Zusammenhange auch Heimpflege sein, denn das Beste und Wichtigste der Heimat bleibt doch immer der Mensch. Die Zeit für derartiges sozialethisches Streben ist günstig; die Liebe zur Scholle ist durch die Verinnerlichung, die allen Unberobenen die gewaltigen Ereignisse der Gegenwart brachten, größer geworden. Die Herzen schlagen wärmer für unsere Heimat; viele Kräfte sind bereit, zu bessern. Auch auf dem flachen Lande soll man sich heute ernstlich fragen: Wie bereitet man einer neuen Zeit neue Wege?

W.

Wäzernnte und Hungersnot 1816 u. 1817.

Der Anfang des vorigen Jahrhunderts stand unter keinem günstigen Stern. Alle Orte unseres Vaterlandes litten noch schwer unter den Nachwehen der französischen Revolutionskriege, und schon zog 1806 und 1807 neues Kriegsunheil aus dem Westen herauf, durch das unser armes Vaterland abermals furchtbar hart betroffen wurde. Erst die siegreiche Erhebung unserer heldenmütigen Väter 1813 bis 1815 brachte die Verheißung einer glücklicheren Zukunft, die jedoch schon im Jahre 1816 schwer getrübt wurde.

Im Vertrauen auf die alte Verheißung: „Solange die Erde steht, soll nicht aufhören Samen und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht“, war man ins Jahr 1816 getreten. Die Winterwochen standen gut, und die im Frühjahr der Erde anvertrauten Sommerfrüchte waren in gedeihlicher Entwicklung begriffen. Da setzte anfangs Mai ein starkes Regenwetter ein, und es regnete Tag für Tag bis tief in den September hinein, oft so stark, daß Bäche und Flüsse hier und da aus ihren Ufern traten; dazu herrschte den ganzen Sommer hindurch eine empfindliche Kühle.

Infolge der mehrmonatigen, außergewöhnlich ungünstigen Witterung trat eine völlige Wäzernnte ein. Das Getreide auf den Feldern kam nicht zur Reife. Trotzdem erntete man es ab; aber es verkaufte zum großen Teil auf dem Felde. Die Landleute suchten zu retten,

was zu retten war und brachten die Garben auf Backöfen und neben den Herd, um die Ähren zu trocknen. Aber das aus den Körnern gewonnene Mehl war so schlecht, daß die Menschen nach dem Genuß des daraus bereiteten Brotes erkrankten. Obst gab es fast gar keins, und die Trauben waren an den meisten Orten nicht zum Blühen gekommen. Wo etliche Trauben gereift waren, waren sie so herb und ungenießbar, daß man die Lese ganz und gar unterließ.

Die vollständig mißratene Ernte brachte eine Teuerung mit sich, wie man sie seit Jahrzehnten im Lande nicht gehabt hatte. Wie die Preise stiegen, ersehen wir am besten aus den Marktberichten des „Wiesbadener Wochenblatts“ aus dem Jahre 1816. Hiernach zahlte man im Januar für das Malter Vorschuß 11, Weizenmehl 9, Roggenmehl $7\frac{1}{2}$ Gulden und fürs vierpfündige Brot 10 Kreuzer.* Anfang Juni galt das Malter Vorschuß 13 Gulden 10 Kreuzer, Weizenmehl 11 Gulden 10 Kreuzer, Roggenmehl 9 Gulden 10 Kreuzer und ein Brot 12 Kreuzer 2 Pfennig. Im Oktober waren die Preise gestiegen bei Vorschuß auf 17, bei Weizenmehl auf 15, Roggenmehl auf 13 Gulden, und der Laib Brot galt 17 Kreuzer. Ende Dezember wurden gezahlt fürs Malter Vorschuß 22, Weizenmehl 20, Roggenmehl $15\frac{1}{2}$ Gulden, und der Laib Brot wurde bezahlt mit 20 Kreuzer 3 Pfg. Im Januar 1817 zahlte man fürs vierpfündige Brot 26 Kreuzer 1 Pfennig und im Juni 28 Kreuzer. Ähnlich lagen die Preisverhältnisse in Frankfurt, wo man fürs Malter Korn 18 bis 22, Weizen 38 bis 42, Gerste 26 und Hafer 12 bis 14 Gulden bezahlte. Das Malter Erbsen kostete 38 bis 40 Gulden, ebensoviel zahlte man für Linen und Bohnen. Die Kartoffeln wurden das Malter mit 8 und 9 Gulden bezahlt. Der sechspfündige Laib Schwarzbrot galt in Frankfurt 18 Kreuzer, und ein Zweikreuzerbrötchen war so groß wie eine Pfeffernuß.

Die Mißernte hatte nicht nur eine Preissteigerung der Frucht, des Mehls und Brotes zur Folge, sondern es stiegen auch die Vieh- und Fleischpreise. Zahlte man im August 1816 fürs Pfund Rindfleisch $13\frac{1}{4}$ Kreuzer, so galt es im August 1817 $18\frac{1}{4}$ Kreuzer, Schweinefleisch stieg in dem gleichen Zeitraum von $12\frac{1}{4}$ auf $19\frac{1}{4}$ Kreuzer und Kalb- und Hammelfleisch von $11\frac{1}{4}$ auf $14\frac{1}{4}$ Kreuzer.

Wenn unter den Teuerungsverhältnissen alle Bevölkerungskreise litten, so bedrückte sie doch in besonderem Maße die ärmeren Leute. Sie litten bitteren Not und aßen nur Kartoffeln, Rüben und Gemüse, was aber keine Kraft gab. Viele gingen infolge von Unterernährung zu Grunde. Das Elend wäre noch weit größer geworden, wenn in den Städten sich nicht Ausschüsse gebildet hätten zur Beschaffung von Getreide und Brot für die Norderbemittelten.

Nach Monaten schwerer Sorgen und Entbehrungen kam mit Gottes Hilfe die günstige Ernte des Jahres 1817, die glücklich unter Dach und Fach gebracht werden konnte. Welch eine Freude herrschte überall! Der Erntewagen war mit Blumen geschmückt, in den Kirchen fanden Dankgottesdienste statt, wobei auf den Altären Ährenkränze als Dankopfer lagen. In vielen Städten ließ man Denkmünzen als Erinnerungszeichen an die trübe Zeit herstellen, so in Frankfurt. Die Vorderseite trug das Bild einer Mutter mit ihren zwei Kindern, die, wie die Umschrift des Bildes angibt, die Mutter mit den Worten ansprechen: „O, gib mir Brot, mich hungert.“ Auf der Rückseite ist unter einer Wolke eine Waage, in der ein Brot liegt. Unter der einen Schale steht: „1 Pfund 3 Lot“ und unter der andern: „12 Kreuzer.“ Zwischen den Waagschalen befindet sich die Inschrift: „1 Maß Fier $8\frac{1}{2}$ Kreuzer.“ Unter der Waage ruht ein Anker mit einer Fruchtgarbe als Zeichen der Hoffnung. Als Randschrift trägt die Seite die Worte: „Verzaget nicht, Gott lebet noch.“ J. Brumm.

Umschau.

* **Beeren sammeln.** Der Bürgermeister von Gönnern im Kreise Biedenlopp hatte durch Bekanntmachung das Beerenlesen in den Gemeindeverwaltungen verboten. (Ausgerechnet dieses Jahr, wo die Früchte des Waldes gar nicht entbehrt werden können! D. Schriftl.) Daraufhin macht der königliche Landrat des Kreises Biedenlopp die Bürger-

meister darauf aufmerksam, daß es sich beim Beerenlesen um ein Gewohnheitsrecht der Bevölkerung handle, das durch eine Bekanntmachung der Ortsbehörde nicht beseitigt werden könne. Der Regierungs-Präsident werde die erforderliche Zustimmung zu einem Polizeiverbot ohne Frage versagen.

* **Die gute Suppe.** Alte Zeiten lehren wieder! In vielen Familien wird jetzt noch selten einmal ein Stück Fleisch im Topfe kochen. Doch das war auch früher schon so. Auf dem Lande wurde in alten Zeiten nur sehr selten frisches Fleisch gekocht. Nur vielleicht Sonntags oder aber auch bei besonderen Gelegenheiten, so namentlich, wenn das Nähmädchen oder die Waschfrau im Hause war. Denn von bösen Zungen sich austragen zu lassen, das scheute und schent jetzt noch jede Hausfrau. So auch in U. Jedesmal, wenn das Nähmädchen da war, wurde gut gekocht, und da hatte denn eine Frau die Angewohnheit, alle Augenblicke in den Fleischtopf zu gucken und unablässig wohlgefällig zu sagen: „Unsere gute Suppe riecht, unsere gute Suppe riecht!“ Das wurde denn mit der Zeit in U. ganz sprichwörtlich, und wenn irgendwo etwas Gutes gekocht wurde, hieß es gleich in spassiger Weise: „Unsere gute Suppe riecht!“

* **Ein landwirtschaftliches Rätsel.** Sizen da vor längeren Jahren einmal einige Bauern am Stammtisch, wobei einer, der immer klüger sein will als die andern, wieder das Wort führt und sich als ein Alleswissender auspielt. Doch an dem Tage hatte er seinen Meister gefunden; als ihm einer das Rätsel aufgibt: „Was ist das: Ein hun gemischt und wenn ich nit gemischt hätt, dann hätt ich gemischt!“ Darob langes Raten und lange Gesicht. Auch der überfluge weiß es nicht. Endlich gibt der Rätselausgeber auch die Lösung, die auf gut Deutsch mit beizufügender erklärenden Bemerkungen folgendermaßen lautet: „Ich habe (heute den Stall) gemischt, und hätte ich (heute) nicht (den Stall) gemischt, (so) hätte ich (doch bald) gemischt!“ Der Maulheld war geschlagen und soll an dem Abend nicht mehr viel geredet haben.

Billige und gute Bücher. Eine sehr empfehlenswerte Bücherammlung für die Jugend und das Volk sind die von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege in Berlin herausgegebenen und in Enßlin und Laiblin's Verlagsbuchhandlung in Reutlingen erscheinenden „Bunte Bücher“. Die „Bunte Bücher“ erfreuen sich bereits seit Jahren in den weitesten Kreisen des besten Rufes. Die hübsch ausgestatteten illustrierten Hefte ziehen schon durch die mehrfarbigen, von ersten Künstlern stammenden Umschlagsbilder die Aufmerksamkeit lebhaft auf sich; in dieser Beziehung machen sie der mit grellen Titelbildern versehenen Schundliteratur willkommene Konkurrenz. Der billige Preis — das Heft kostet nur 10 Pfennig — ist natürlich geeignet, die Verbreitung dieser guten Volks- und Jugendliteratur sehr zu fördern. Bis jetzt sind weit über hundert Nummern erschienen. Die Qualität der Sammlung läßt sich am besten durch einige Titelangaben veranschaulichen: Im Hölleloch des Ngari-tsangpo von Sven Hedin. — Im Sturm des Weltkrieges von Sven Hedin. — Über den Teufelsfelscher zum Südpol von Roald Amundsen. — Bei den Eskimos der Nordwest-Passage von Roald Amundsen. — Im Grönlande von Ashton Friis. — In der Fremdenlegion von Chr. Müller. — Aufstreifen von Johannes Boessel. — Der Weihnachtsstern von M. Thoreesen. — Jakob Thau, der Hofnarr von Clemens Fischer. — Außer in Einzelheften gibt der Verlag die „Bunte Bücher“ auch in prächtigen Ganzleinenbänden heraus. Jeder Band kostet 1 Mark. Die Sammlung verdient die weiteste Verbreitung. — Im gleichen Verlag erscheint seit Beginn des Weltkrieges unter dem Titel „Feinde ringsum“ eine Sammlung wertvoller Kriegserzählungen, die zu dem besten gehören, was bisher auf diesem Gebiete auf dem Büchermarkt erschienen ist. Jedes für sich abgeschlossene Heft dieser Sammlung kostet ebenfalls nur 10 Pfennig. Hübsche mehrfarbige Umschlagsbilder bereichern den Hefen zur Zierde. Die Sammlung „Feinde ringsum“ ist für die Jugend und für Erwachsene gleich empfehlenswert; niemand wird die schmunzenden Hefchen unbefriedigt aus der Hand legen. Ein kräftiger, in Ganzleinen gebundener Sammelband „Erzählungen aus dem Weltkrieg“, der sechs Erzählungen aus der Sammlung „Feinde ringsum“ enthält, sei der besonderen Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen.

Der Nachdruck der mit einem * versehenen Beiträge ist nur mit genauer Quellenangabe erlaubt, der Abdruck aller anderen Original-Artikel ist ohne Genehmigung der Schriftleitung nicht gestattet.

* 1 Gulden = 170 M. und 1 Kreuzer = 3 Pfg. Dabei ist der erheblich höhere Geldwert der damaligen Zeit zu berücksichtigen.